



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anfang und Ende des mexikanischen Kaiserreichs.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Leichtsinn und Eüere Bummelsei, durch Eüere Pflichtvergessenheit in großen und kleinen Dingen, die Sachen so schlecht stehen. Denn wären die Dinge, trotzdem daß Ihr in allen Stücken Eüere Schuldigkeit thatet, doch schief gegangen, so wäre ja nicht einmal mehr Hoffnung zur Besserung vorhanden."

Wenn Sie das Original zur Hand nehmen, so werden Sie finden, daß ich die Strafpredigt, welche Demosthenes vor 2211 Jahren der heiligen Demokratie von Athen gehalten, ziemlich wörtlich übersetzt habe, und wenn Sie finden sollten, daß man sie zur Noth auch auf die Demokratie im Stutengarten am Resenbach anwenden könnte, so möchte ich Sie hiermit ergebenst gebeten haben, dieses Officium zu übernehmen. — Denn kein Name wiegt schwerer bei den süddeutschen Particularisten als der Ihrige.

Genehmigen Sie u. s. w.

A. B.

Anfang und Ende des mexikanischen Kaiserreichs.

„Eine Reise nach Mexiko im J. 1864“ von Paula Gräfin Kolloniz (Wien bei Carl Gerolds Sohn).

„La contre Guerilla française au Mexique“ par le Cte. de Kératry.

Seit Wochen ist die Theilnahme der Zeitungsleser auf den Ausgang eines Abenteuerers gespannt, das eine politische Bedeutung nur sehr kurze Zeit gehabt hat, dessen Entscheidung weder auf den europäischen Frieden noch auf die materiellen Interessen an außereuropäischen Unternehmungen betheiligter Capitalisten influirt, welches aber dennoch für alle Welt Gegenstand der Aufmerksamkeit, ja des Mitleidens geworden ist: das Schicksal jenes österreichischen Erzherzogs, welcher seit dem 10. April 1864 Kaiser Maximilian der Erste von Mexiko heißt und zur Zeit in einem Lande Kriegsgefangenschaft erleidet, in welchem der politische Mord seit lange „gewisse Lösung“ ist. Nachdem es eine Zeit lang geheißsen, der unglückliche Fürst habe bereits das Geschick des General Mendez und seiner übrigen Kriegsgefährten getheilt, andere Nachrichten wissen wollen, die Juaristen hätten seine Befreiung um den Preis von 60 Millionen Dollars angeboten, berichtet der Kabeltelegraph neuerdings, der gefangene Kaiser sei von

Eslobedo nach Mexiko geführt und vor ein „geheimes“ Kriegsgericht gestellt worden, — es stehe indessen zu hoffen, daß es dem Einfluß des amerikanischen Ministerresidenten gelingen werde, das Leben des Bruders des Kaisers von Oestreich und Königs von Ungarn zu retten.

Noch bevor dieser letzte Aufzug der mexikanischen Tragödie begonnen, in den Tagen, welche die Kunde von dem furchtbaren Loos der Erzherzogin oder Kaiserin Charlotte brachten, ist zu Wien ein „Reise nach Mexiko“ überschriebenes Buch erschienen, dessen Autor ebenso interessant ist, wie sein Inhalt. Eine der österreichischen Damen, welche das Kaiserpaar über das Meer geleiteten, hat ihre Reiseerinnerungen in einem 244 Seiten umfassenden Bande niedergelegt, der ein lebensvolles Bild der socialen Zustände entwirft, welche die österreichisch-französische Expedition in dem Lande vorfand, dessen Rettung das junge Kaiserpaar zu versuchen den Muth hatte.

Der Begabung und der natürlichen Sphäre ihres Geschlechts entsprechend, hat die Verfasserin von einer Schilderung der politischen Situation, welche sie vorfand, abgesehen und die Darstellung von Land und Leuten zu ihrer Aufgabe gemacht, diese aber so geschickt und tüchtig gelöst, daß die genannte Schrift nicht anders als empfohlen werden kann.

Man braucht nur die ersten Blätter des vierten oder eines der folgenden Capitel (der Eingang schildert die Abentheuer der Ueberfahrt) durchlaufen zu haben, um sich verwundert zu fragen, wie es möglich gewesen, daß der Erzherzog, dessen Urtheilsfähigkeit außer Zweifel steht — zu dem Versuch einer Unterwerfung und Neugestaltung des mexikanischen Staates überhaupt vermocht worden und daß er von der Stunde seiner Landung an das Gelingen seines Unternehmens je einen Augenblick für möglich gehalten — welche Vorstellungen Napoleon der Dritte von der Lage der mexikanischen Dinge gehabt, als er seine Ehre und seinen Credit dem Erzherzoge, Frankreich und dem übrigen Europa gegenüber aufs Spiel gestellt, in dem er die moralische Garantie für den Ausgang des Abentheuers übernahm! Anfang und Ende dieses unglücklichen Kreuzzugs gegen die Barbarei und Verwilderung der verkommenen Colonie des verkommenen Spanien liegen so eng neben einander, daß kaum zu sagen ist, wo der eine aufhört und das andere anfängt.

Es ging von Hause aus so schlecht, als es irgend gehen konnte. Sehen wir zuvörderst von den politischen Zuständen ab, welche der Kaiser vorfand und von welchen die obengenannte Schrift des Grafen Kératry und ein interessanter Journalartikel desselben Autors ein treues Bild entworfen haben, und hören wir, was die schlichte weibliche Beobachterin von den ersten Eindrücken, deren Zeugin sie war, berichtet, so wissen wir bereits, daß das Unternehmen des kühnen Habsburgers von Hause aus ein unheilverheißendes war.

In Veracruz, dem berühmten jardin d'acclimation der französischen Ex-
Grenzboten II. 1867.

peditionstruppen, dem Hauptquartier des gelben Fiebers und des Vomito, landet der neue Herrscher mit seinen Getreuen: niemand hat den Muth ihn zu empfangen und die ersten Worte, welche er auf dem Boden seines Reichs zu hören bekommt, sind die brutalen Phrasen, in welchen der Contreadmiral Bosse die Gefahren des Uebernachtens an Ort und Stelle und die Unmöglichkeit einer gesicherten Reise in die Hauptstadt schildert. Erst am Abend des langen, peinlich verbrachten ersten Tages erscheinen Almonte und einige andere Notable, um den Monarchen zu bewillkommen. Andern Tags findet eine Art von Empfang statt, dessen Frostigkeit das europäische Gefolge sofort in Erstaunen setzt; dann steigt man auf freiem Felde in einen Bahnzug, der die Gesellschaft nach Soledad führt. Hier muß der größte Theil des Gefolges sich von dem fürstlichen Paar trennen, weil niemand es für nothwendig gehalten, Vorbereitungen zur Beförderung einer größeren Reisegesellschaft zu treffen. Unterwegs bekommen die Gräfin und ihre Gefährten eigentlich nur Indianer zu sehen, die (wie wir von Kératry erfahren) durch Versprechungen und Märchen zusammengetrommelt worden waren; die Mexikaner, von denen die Fremdlinge auf den Stationen empfangen werden, zeichnen sich zwar durch Höflichkeit und gute Formen aus, tragen aber das Gepräge von Müßiggängern und charakterlosen Genußmenschen so deutlich auf dem Gesicht, daß selbst die harmlose junge Frau, der wir diese Mittheilungen danken, außer Zweifel darüber ist, mit wem sie es zu thun hat. Unsere Berichterstatlerin ist besonders erstaunt über den Pessimismus und die unverhohlene Verachtung, mit welcher die Mexikaner von sich selbst und ihrem Vaterlande reden. Phrasen wie: „Chez nous rien n'est organisé que le vol“ und „es giebt hier nur Schurken und Diebe“, werden von hochgestellten Staatsmännern mit ebenso viel Seelenruhe wie Ueberzeugung ausgesprochen. Puebla, der Ort, in welchem die Passagiere am glänzendsten empfangen, ja „mit Jubel“ begrüßt werden, liegt zum Theil in Trümmern und trägt noch alle Spuren der eben erlittenen Belagerung, welche dem General Forey wohlfeile Vorbeeren, den Parisern die bekannte „Rose von Puebla“ eingetragen. Der Einzug in die Hauptstadt Mexiko macht trotz der Vorbereitungen, welche ihm vorhergegangen, den Eindruck eines Theateraufzugs auf einer verkommenen Bühne zweiten Ranges und nur die unglückliche Kaiserin besitzt Muth und Optimismus genug, um noch an eine rosenfarbene Zukunft zu glauben. Nach der Messe findet die feierliche Vorstellung der Notabeln statt, unter denen General Miramon die hervorragendste Stelle einnimmt — ein junger Mann, dem „jenes sanfte, feine und schlaue Wesen eigen ist“, das die Mexikaner kennzeichnet, ebenso bekannt durch seine Tapferkeit und Popularität wie durch seine Unthaten. Abends um 8 Uhr ist Gallatheater angesagt — als das Kaiserpaar in seiner Loge erscheint, ist das Haus noch völlig leer, „denn kein Mexikaner ist pünktlich.“ Nachdem man einer erbärmlichen Vorstellung der hlevyschen Jüdin

beigewohnt, begiebt der Hof sich auf einen Festball, dem einige Tage später ein ähnliches von Bazaine gegebenes Fest folgt. Die Form der Einladung, die Mittheilung, daß nach 9 Uhr niemand mehr hinzugelassen werde und taktlose, verletzende Auswahl der Gäste, verschüchtern im voraus alles Behagen, die Ungezogenheit des Wirths verursachte „allgemeine Empörung“ bei den Nichtfranzosen, und zur würdigen Feier des Abends wird das dem Kaiser gegebene Ballfest nach Entfernung desselben mit einem Cancan geschlossen. Dem Aufenthalt in der Hauptstadt folgt eine Villegiatur auf dem Lustschloß Chapultepek, einst die Sommerresidenz der spanischen Vicekönige, jetzt so verfallen, daß Kaiser Max und seine Gemahlin trotz der Restauration nur ein Aufenthaltszimmer zur Verfügung haben und in demselben Raum Audienzen ertheilen und ihre Mahlzeiten einnehmen müssen. „Ueber die erste Nacht, welche die Majestäten dort zubrachten, wird manches erzählt: man behauptet, sie hätten ihre Betten auf die Terrasse tragen lassen, um weniger von Staub und Ungeziefer zu leiden; gewiß ist, daß die wackere Kammerfrau der Kaiserin mich um einen Theil meines Vorraths an Insektenpulver bat.“

Trotz der paradiesischen Umgebung dieses wunderschönen Fürstensitzes ist an eine genauere Bekanntschaft mit der Landschaft nicht zu denken; der großen Unsicherheit wegen darf die Kaiserin ihre Ausflüge nicht anders als unter französischer Eskorte unternehmen und dann noch war sie, „die sich gern in die Illusion idyllischer Verhältnisse gewiegt und einzig dem Schutz durch die Liebe ihres Volkes anvertraut hätte“, in der freien Bewegung behindert, denn Plünderer und Wegelagerer treiben ihr Wesen ärger als je: bald haben sie eine Diligence so vollständig ausgeraubt, daß den Reisenden nichts übrig geblieben „que les yeux pour pleurer“, ein anderes Mal wird einem Reisenden der Kutscher vom Bock geschossen, wenig später muß der Marquis de Radepond ein Gefecht auf Leben und Tod bestehen, um glücklich in die Thore der kaiserlichen Hauptstadt zu gelangen. Es zeigt sich bald, daß die mexikanische Umgebung des Kaisers so unzuverlässig und verlogen ist, daß dieser mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um die Verhältnisse, denen er sein Leben gewidmet, einigermaßen kennen zu lernen, Alle führen gegen Alle Krieg, niemand scheint Glauben und Vertrauen zu verdienen. Der österreichisch-belgischen Umgebung, die allein das kaiserliche Vertrauen verdient, die aber stets von dem Mißtrauen der Eingeborenen verfolgt wird — bemächtigt sich schon nach wenigen Tagen tiefste Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit, denn sie sieht nirgend festen Boden unter sich, findet nirgend Anhaltepunkte für die Pläne, welche der eifrige Monarch mitgebracht hat und mit deren Ausführung er es ernst und redlich meint, — der Kaiser allein zeigt Muth und Entschlossenheit und wird nicht müde, Land und Leute zu studiren. Da er sich auf Berichte nicht verlassen kann, unternimmt er schon wenige Wochen nach seiner Ankunft eine

Reise durch seine Staaten, nur von wenigen Getreuen umgeben und von der treuen Gefährtin seines Schicksals getrennt, da für diese die Reisestrapazen in dem weglos unsichern Lande unüberwindlich sind; in Trapatto erkrankt er an den Folgen von Erkältung und Ueberanstrengung und muß er darum die Beendigung seiner Tour auf günstigere Zeiten verschieben. Wenig später kehren die Gräfin Kolloniz und ihre Gefährten nach Europa zurück. „Sagen Sie meiner Mutter, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe nicht unterschätze, daß ich aber meinen Entschluß noch keinen Augenblick bereut habe,“ lauten die männlichen Worte, mit denen der unbeugsame, muthige Fürst seine Getreuen verabschiedet.

Wo es nicht einmal möglich war, der nächsten Umgebung des Landesherrn einen civilisirten Anstrich zu geben, wo man bei aller Unwahrheit und Heuchelei außer Stande war, auch nur für die ersten Tage das Decorum einer officiellen Lüge an den staatlichen Mittelpunkten zu beschaffen — wie mußte es da hinter den Couliissen aussehen, die vor jedem Monarchen aufgeführt werden? Was unsere Reisende im Einzelnen von den Verwüstungen erzählt, deren Schauplatz das herrliche, von der Natur mit verschwenderischer Pracht ausgestattete und mit Denkmälern einer untergegangenen Cultur reich geschmückte Land ist, wird man am besten ihren anmuthigen Aufzeichnungen selbst entnehmen; angedeutet sei nur noch, was über das gesellschaftliche Leben, die Stellung der Frauen, vor allem aber der Jugenderziehung, — diejenigen Gebiete, welche der weiblichen Beobachtung am nächsten liegen, und doch zugleich politisch die wichtigsten sind, erzählt wird. Langschläferei, Kirchenbesuch, Spazierritte, Toilette, Hazardspiel und Theaterbesuch füllen die Tage der Gebildeten aus, — die Männer denken ebensowenig an Arbeit und Beruf, wie die Frauen an Kinderzucht und Führung des Hauswesens, die Ignoranz ist selbst in den obersten Classen so groß, daß die „geringsten“ Begriffe von Geographie und Geschichte fehlen. „In Europa giebt es für die Mexikaner nur Spanien, woher sie stammen, Rom, wo der Papst herrscht und Paris, woher ihre Kleider kommen. Von anderen Ländern, anderen Nationen haben sie keine Ahnung und sie konnten nicht begreifen, daß Französisch nicht unsere Landessprache sei.“ Trotz der großen Fruchtbarkeit der Ehen („fünfzehn, ja achtzehn Geburten von einer Mutter sind nichts Seltenes“) nimmt die Bevölkerung nicht allzu rasch zu, denn zahllose Kinder gehen an der Sorglosigkeit ihrer Eltern zu Grunde. Tags über sind sie der Aufsicht junger Indianerinnen anvertraut, nur Abends um sechs Uhr lassen die Mütter sie holen, um sie mit auf die Paseofahrt zu nehmen; halbnackt sitzen die Kleinen an den offenen Fenstern schwerfälliger Karossen, um in der Kühle des Abends der Erkältung ausgesetzt zu werden, zu welcher die Gedankenlosigkeit und Eitelkeit der Eltern sie verurtheilt. Wenn sie heranwachsen, schickt man sie in Pensionate oder Klöster. Eine französische Klosterfrau versicherte der Gräfin, sie habe nie so gelehrige, folgsame.

gutgeartete Kinder gesehen, aber schon in jungen Jahren fehle eine gewisse Offenheit, ein wahrhaft kindliches, rückhaltloses Benehmen.

Die Intelligenz, die sehr früh erwacht und bei Kindern von zwei bis drei Jahren oft schon staunenswerth ist, erreicht schnell eine gewisse Höhe, aber dann bleibt sie in der Stagnation. „A douze ans, ils n'avancent plus.“ Mit acht bis neun Jahren sitzen die Kinder, die Köpfe mit künstlichen Blumen geschmückt, mit dem Schlaf kämpfend in der Oper, die bis Mitternacht dauert. — „Viele sterben sehr jung, die überlebenden, vorzüglich die Frauen, führen die Existenz von Glashauspflanzen.“

Im Grunde genügten diese Mittheilungen über die socialen Verhältnisse Mexikos zu einer deutlichen Vorstellung von dem Zustande der politischen (das Wort „staatlichen“ ist bei der vollständigen Abwesenheit des Staatsbegriffes kaum anwendbar). Will man aber ein vollständiges Bild von dem Chaos gewinnen, welches Kaiser Max bei seiner Landung in Veracruz vorfand, so nehme man die Aufzeichnungen zur Hand, in denen ein scharfsichtiger und unbefangener Franzose, der Graf Emil Kératry, seine Erinnerungen an die mexikanische Expedition, welche das Kaiserthum vorbereiten sollte, niedergelegt hat. Diesen zuerst in der Revue des deux mondes veröffentlichten Aufsätzen ist später ein Bericht desselben Autors über die Lage Mexikos im Herbst vorigen Jahres gefolgt, welcher die Summe der Erfahrungen und Erfolge des österreichischen Unternehmens — bei aller Anerkennung für den Muth und die Thatkraft seines Führers — mit rücksichtloser Klarheit zeigt und die Erzählungen der Gräfin Kolloniz Zug für Zug ergänzt.

Die Aufgabe, welche der neue Souverän zu erfüllen hatte, war eine dreifache: Herstellung des inneren und äußeren Friedens und geregelter Beziehungen zum Auslande — Bildung einer geschlossenen Partei, mit deren Hilfe sich ein neues Staatswesen aufzuführen ließ — Regelung der tief zerrütteten wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner. Auf allen drei Gebieten hat Maximilian der Erste es an Anstrengungen nicht fehlen lassen, auf allen ist er geschlagen worden, weil sich nirgend ein fester Punkt fand, an welchem sich Hebel ansetzen ließen, weil keine Menschen da waren, die Thatkraft, Redlichkeit und gebildete Einsicht zeigten. Die wirthschaftlichen Zustände waren in einer Verfassung, für welche sich in Europa (auch die Türkei nicht ausgenommen) absolut kein Analogon findet. Seit fast einem Vierteljahrhundert waren Straßen, Brücken und Wege sich selbst überlassen geblieben — alle Versuche zur Wiederherstellung derselben scheiterten an der Unsicherheit, welche Arbeiter und Ingenieure juaristischen und auf eigene Hand plündernden und mordenden Banden Preis gab. Im gesammten Kaiserreich gab es nur eine Fabrik, die eine Dampfmaschine besaß und selbst diese gehörte keinem Eingeborenen, sondern einem Engländer; eine zweite befand sich

in Chihuahua, einem der Theile, in welchem die Guaristen sich beständig gehalten haben, und war von einem Franzosen, dem Consul Roger-Dubos mit unsäglicher Mühe angelegt worden; in Europa gearbeitet, hatten die Maschinentheile auf Umwegen über Unionsgebiet transportirt werden müssen, da der Zustand der einheimischen Wege ihre Verführung durch mexikanisches Gebiet unmöglich machte. Der Handel ist ausschließlich in fremden Händen und zwar theilen Deutsche und Engländer sich in die Herrschaft; bei der Unsicherheit aller mexikanischen Zustände ist es nicht zu verwundern, daß diese Geschäftsleute ihre erworbenen Pflaster möglichst rasch aus dem Lande ziehen, um sie in Europa gegen einen niederen Zinsfuß, aber doch sicher anzulegen. Ziemlich allgemein nahm man an, der größte Theil der jüngeren europäischen Emigration werde sofort nach Abzug der französischen Truppen das Land räumen, um sich in Sicherheit zu begeben, Mexiko aber dadurch seiner fleißigsten und brauchbarsten Bewohner berauben.

Zur Zeit der Landung der ersten kaiserlich französischen Truppen betrug die Gesammtlänge der mexikanischen Eisenbahnen, d. h. der beiden fertig gewordenen Strecken des Schienenwegs, der Veracruz mit der Hauptstadt verbinden sollte, sieben und eine Viertel deutsche Meile; auf dringende Mahnung der französischen Heerführer, denen daran gelegen war, ihre Truppen möglichst aus der gefährlichen Nachbarschaft des „Acclimationsgartens“ in die gesünderen Gegenden der Hochebenen zu schaffen, waren von 1862—1864 8 1/2 Meilen Eisenbahn hinzugekommen. Trotz mehrerer vom Kaiser inzwischen concessionirter Gesellschaften zur Ausführung neuer Bauten hat das Eisenbahnnetz sich seit dem 28. Mai 1864 um bloße 10 Kilometres (noch nicht 2 deutsche Meilen), welche die Hauptstadt mit dem Lustschloß San Angel verbinden, erweitert. Die wichtigste Staatseinnahme früherer Zeiten, der reiche Erlös der Minen und Bergwerke befand sich zur Zeit der Begründung des Kaiserthums bereits in privaten Händen — eine der zahlreichen finanziellen Krisen der Republik hatte zur Verpfändung und Verpachtung derselben an englische Capitalisten geführt. Das reiche Bergwerk von Guanajuato, das dem Staate verblieben war, trug nur sparsame Früchte, denn es fehlte an Capital und an zuverlässigen Menschen zur Ausbeute desselben und was sonst übrig geblieben war, fand der gefährlichen Zeitläufte wegen, wenn überhaupt nur unzuverlässige Pächter, denn in einem Lande, in welchem man nicht des nächsten Morgens sicher ist, wird jedes geschäftliche Unternehmen, das Auslagen erfordert, zum Hazardspiel. Den englischen Minenpächtern, die wie viele andere Besitzliche gern auf die kaiserliche Seite getreten wären und dieser große Vortheile geboten hätten, konnte nicht der nöthige Schutz geboten werden, und so waren diese gezwungen, den Guaristen tributair zu bleiben und sich durch große „Abgabenzahlungen an die legitime Regierung“ Leben und Freiheit zu erkaufen. Die Zölle waren Frankreich verpfändet. Mit der Umliegung neuer Steuern hatte es für eine neu eintretende Regierung, welche die Herzen ihrer Unterthanen erst gewinnen sollte, bedenkliche Schwierigkeiten und so geschah es, daß der Staatsschatz beständig leer blieb, während seine Passiva ununterbrochen zunahmen: auf ihm lasteten eine bedeutende Staatsschuld, die Forderungen der fremden Geschäftsleute, zu deren Befriedigung die französisch-spanisch-englische Expedition ursprünglich unternommen worden war, die Gehaltsansprüche zahlloser Generale, Obristen und Offiziere, die der Militärverwaltung zur Last waren, ohne irgendetwas zu nützen und zu der Zahl der Soldaten niemals in einem nur annähernd richtigen Verhältniß gestanden hatten, endlich die Ausgaben der gegenwärtigen Verwaltung und des Hofes, von welchem die Industriellen der Hauptstadt große Einnahmen erwarteten. Als die Mittel, welche Kaiser und Kaiserin aus Europa mitgebracht hatten, versiegt und alle

Versuche der unglücklichen Fürstin, in Paris oder Brüssel neue Anleihen aufzunehmen, scheiterten, war es mit dem Kaiserreich eigentlich schon zu Ende.

Mindestens ebenso unglücklich fielen die Versuche zur Ausführung eines staatlichen Neubaus, zur Versöhnung der hadernden Fraktionen und zur Begründung einer Regierungspartei aus. Schon auf seiner ersten Rundreise hatte der Kaiser sich davon überzeugt, daß es liberaler Reformen, vor allem energischer Maßregeln gegen die schamlose Pfaffenwirtschaft bedürfe, um eine Art von Ordnung ins Leben zu rufen. Aber es war die klerikal-conservative Partei gewesen, die ihn und die Franzosen über das Meer gerufen hatte, auf welche er sich stützte, und an deren Spitze M^s. Meglia, der ränkevolle Nuntius des Papstes stand — es galt Umsicht und Mäßigung zu zeigen, wenn nicht alles verloren sein sollte. Da Meglia und der neuernannte Erzbischof de la Bastida nicht mit sich handeln ließen, schob M^s die Lösung der hochwichtigen Kirchengüterfrage, welche die Veranlassung zu dem Bürgerkriege gegeben, hinaus, um in der Folge einen Mittelweg einzuschlagen und dadurch beide Parteien gleich unbefriedigt zu lassen. Die Sympathien des Kaisers standen entschieden auf Seiten der gemäßigten Liberalen, zu deren Programm sich auch die Oestreicher, welche dem Bruder ihres Kaisers gefolgt waren, bekannten (die Gräfin Kolloniz spricht sich über den Klerus mit den wegwerfendsten Ausdrücken der Verachtung aus), der Cabinetschef Gloin und die übrigen Belgier neigten dagegen zu den Klerikalen, an deren Spitze Almonte stand. Obgleich diese Letzteren sich seit der Enttäuschung in der Kirchengüterfrage entschieden feindlich zeigten, glaubte die Regierung sie schonen und versöhnen zu müssen. Aus Rücksicht auf die Pfaffen begnügte der Kaiser sich auch in Sachen der zweiten großen reformatorischen That, welche er verheißt hatte, der Indianeremancipation, mit halben Maßregeln, welche die Herrschaft der Priester und Hacenderos über die Peones nur einschränkten, nicht beseitigten. Während die Privilegirten dennoch grollten, der Nuntius sich in maßlos heftigen Ausdrücken über die Regierung aussprach, verschwanden die einflußreichsten und achtungswerthesten Häupter der Liberalen vom kaiserlichen Hoflager und rüsteten die mit ihnen verbündeten Oestreicher zur Abreise. Die Händel und Intriquen zwischen Mexikanern, Belgiern und Oestreichern, welche den Hof zerrissen, pflanzten sich bald bis in die Reihen der Armee hinüber, die immer zuchtloser und unzufriedener wurde; um ruhig schlafen zu können, mußte der Kaiser trotz des Wiederauflebens der juaristischen Pronunciamentos (die den Mißgriffen des Emancipationsgesetzes auf dem Fuß folgten) seine Gardien wechseln, das Regiment der Kaiserin-Dragoner auflösen und den barschen, insolenten Bazaine um Besetzung der Wachen durch Zuavenabtheilungen ersuchen.

Während sich die innere Auflösung auf diese Weise mit unaufhaltsamer Schnelligkeit vollzog, wurde von Außen her der wahrhaft entscheidende Streich gegen das Kaiserthum geführt. Die Unzufriedenheit seines Volks nöthigte Napoleon den Dritten zur Verweigerung weiterer Geldhilfe und fernerer Truppensendungen, mit dem Tode Leopolds des Ersten, des Vaters der Kaiserin Charlotte, war der letzte moralische Halt gebrochen, den man in Europa gehabt hatte. Schon im Frühjahr 1865 erwies sich, daß die allen weiteren Combinationen zu Grunde liegende Rechnung auf den Sieg der Rebellen des Südens der großen Union eine falsche gewesen war, daß die Monroe-Doctrin und die kaiserlichen Sympathien für Jefferson Davis die siegreichen Republikaner Neuenglands zu geschworenen Feinden des jungen Kaiserreichs am stillen Ocean gemacht hatten. Was von diesen zu erwarten sei, wußte man in Sant Angel, noch bevor Herr Seward in seiner bekannten Depesche vom 6. September 1865 die französische Regierung davon benachrichtigt hatte, daß die Zeit der Abrechnung mit ihrer neuesten Schöpfung gekommen sei und daß Volk und Regierung der Union sich

allen Ernstes mit der mexikanischen Frage zu beschäftigen Willens seien. Nur der Bereitwilligkeit, mit welcher Frankreich sich herbeiliess „der peinlichen Nachbarschaft der Truppen beider Nationen an der Grenze“ ein baldiges Ende zu verheissen, war es zuzuschreiben, daß die Union die Juaristen bloß moralisch, nicht auch materiell unterstützte und daß die letzte Entscheidung sich um die Monate verzog, welche zwischen der Aufkündigung der militärischen Unterstützung und dem Abmarsch der Franzosen lagen.

Was weiter geschehen, lebt noch zu frisch im Gedächtniß der Zeitgenossen, um der Aufzählung zu bedürfen: der vergebliche Versuch der Kaiserin, in Europa Hilfe zu finden, der offene Bruch Maximilians mit dem perfiden und brutalen französischen Marschall, die zeitweilige Niederlegung der Regierung, die Erklärung der Notabeln, bei dem Kaiserreich auszuhalten zu wollen, Maximilians verzweifelter Entschluß, seinen Thron retten oder sich unter den Trümmern desselben begraben zu wollen, endlich Vertheidigung und Uebergabe Cuernavaca. Was dazwischen liegt an Handlungen französischen und mexikanischen Verraths an dem unglücklichen Fürsten, der sich zuletzt von dem größten Theile der Besatzung verlassen sah, an deren Spitze er sich todesmuthig gestellt, — das aufzuklären ist uns die Zukunft noch schuldig. Auch ohne diese Aufklärungen wissen wir genug, um uns den Entwicklungsgang der mexikanischen Tragödie erklären zu können. Unerklärlich bleibt nur eines: wie der Bruder des Kaisers von Oesterreich überhaupt dazu vermocht worden, sich auf ein Unternehmen einzulassen, dem die *facies Hypocritica* von vorn herein auf der Stirn stand; schwerlich wird die genauere Kunde, welche darüber nach Veröffentlichung der einschläglichen diplomatischen Actenstücke und Berichte zu erwarten steht, die Schlüssel dieses Räthsels bringen.

In Mexiko, wie in der Mehrzahl der spanischen Colonien Amerikas, fehlen die Voraussetzungen zum Aufbau eines vernünftigen Staatswesens so vollständig, daß jede Hilfe, die es mit andern Mitteln als denen übermächtiger Gewalt versucht, eine vergebliche ist. Wo die elementarsten Begriffe der Sittlichkeit und der Wirthschaftslehre fehlen, ist mit Constitutionen und Gesetzen ebenso wenig etwas auszurichten, wie mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Die kurze aber bedeutsame Ueberschrift, welche das Stadthaus zu Lugano zeigt, bezeichnet den Charakter der romanisch-amerikanischen Zustände erschöpfender, als es eingehende Beschreibungen irgend vermögen: *Quid leges sine moribus, quid mores sine operibus?*

Druckfehler des in Nr. 24 abgedruckten Artikels „Der Panславismus in Baugen“:

S. 435 Z. 10 v. o. statt „Monarchie“ Monarchien.

„ 437 Z. 11 v. u. statt „dieser“ diesen.

„ 439 Z. 14 v. o. statt „meist“ einst.

„ 440 Z. 3 v. u. statt „Station“ Stadt an.

„ 441 Z. 4 v. o. statt „Alkohol“ Alsatow.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1867.

Die Verlagsbandlung.

Herausgeber: **Gustav Freytag**. — Verantwortlicher Redacteur: **Julius Gerdart**,
Verlag von **F. S. Perbig**. — Druck von **Güthel & Wegler** in Leipzig.

